

Kirche und Gesellschaft

Herausgegeben von der
Katholischen Sozialwissenschaftlichen
Zentralstelle Mönchengladbach

Nr. 248

Andreas Püttmann

Leben Christen anders?

Befunde
der empirischen Sozialforschung

J.P. BACHEM VERLAG

Die Reihe „Kirche und Gesellschaft“ will der Information und Orientierung dienen. Sie behandelt aktuelle Fragen aus folgenden Bereichen:

Kirche, Politik und Gesellschaft

Staat, Recht und Demokratie

Wirtschaft und soziale Ordnung

Familie

Schöpfungsverantwortung und Ökologie

Europa und Dritte Welt

Die Hefte eignen sich als Material für Schule und Bildungszwecke.

Bestellungen

sind zu richten an:

**Katholische Sozialwissenschaftliche Zentralstelle
Brandenberger Straße 33
41065 Mönchengladbach**

Tel. 0 21 61 / 8 15 96 - 0 · Fax 0 21 61 / 8 15 96 - 21

E-mail: ksz-moenchengladbach@t-online.de

Ein Prospekt der lieferbaren Titel kann angefordert werden

Redaktion:

**Katholische Sozialwissenschaftliche Zentralstelle
Mönchengladbach**

Erscheinungsweise: Jährlich 10 Hefte, 160 Seiten

1998

© J. P. Bachem Verlag GmbH, Köln

ISBN 3-7616-1520-5

"Laßt uns mehr durch unser Leben predigen, als mit Worten", soll der Heilige Franz von Assisi seinen Mitbrüdern geraten haben. Ein sympathisches Wort, das spontane Zustimmungsbereitschaft weckt. Wer hätte nicht schon einmal jene Aversion gegen große Worte empfunden, die nicht durch Taten "gedeckt", beglaubigt sind? Umgekehrt wird ein gutes, gütiges Leben die Mitmenschen schon neugierig nach seinen spirituellen Quellen machen, könnte man meinen. Seien wir Christen also zuerst und vor allem gute Menschen, dann ergibt sich alles weitere schon von allein - oder?

"Mehr durch unser Leben predigen, als mit Worten"?

In die Situation unserer heutigen Kirche hineingesprochen, drohte der Appell des Franziskus mißverstanden zu werden. Zur falschen Alternative stilisiert, könnte er der Legitimation des Schweigens über den eigenen Glauben dienen, der längst in einen Sog des Rückzugs ins Private geraten ist: Beten im stillen Kämmerlein, aber öffentlich leben, als wenn es Gott nicht gäbe. Im Restaurant, in der Kantine fällt das Tischgebet weg. Auf Gruppenreisen und Seminaren wird der Wunsch, daß auch Zeit für den Gottesdienst reserviert werde, oder gar die Einladung an andere, doch einmal mitzukommen, peinlich vermieden. Das Gespräch über den Glauben mit Atheisten oder Zweifelnden im Bekanntenkreis findet kaum statt. Bekenntnisfeigkeit und Bekenntnisfaulheit, Bekenntnisunwilligkeit und Bekenntnisunfähigkeit tragen zur Unkenntlichkeit des Christseins im Alltag und damit zum Schrumpfen der Christengemeinden in Deutschland und Europa bei. Vergessen scheinen das Apostelwort: "Wir können unmöglich schweigen über das, was wir gesehen und gehört haben" (Apg 4,20) sowie die alttestamentliche Forderung: "Diese Worte, die ich dir heute gebiete, sollst du zu Herzen nehmen und sollst sie deinen Kindern einschärfen und davon reden, wenn du in deinem Haus sitzt oder unterwegs bist (...). Und du sollst sie binden zum Zeichen an deine Hand, und (...) schreiben auf die Pfosten deines Hauses und an die Tore" (Dt 6, 6-9).

Tatsächlich hat eine Mehrheit der Bundesbürger (41 % zu 39 %) nicht den Eindruck, daß die Kirchen in Deutschland sich bemühen, "die Leute vom Glauben zu überzeugen"; und 38 % verneinen die Frage, ob sie "in den letzten fünf Jahren gelegentlich oder häufiger Menschen begegnet (sind), die ihren Glauben ganz offen bekennen und darüber auch öfter sprechen"¹. So bleiben die alle Menschen früher oder später bedrängenden Fragen nach Gott, nach dem Sinn ihres Lebens, nach echtem, dauerhaft tragfähigem Glück massenhaft unbeantwortet. Ein Grundvollzug christlichen Lebens, die Zeugnisgabe, ist in eine "Schweigspirale" (E. Noelle-Neumann) geraten.

Zugleich fühlen sich kirchenfeindliche Medien durch die Defensivhaltung der Christen zu immer dreisteren Attacken ermuntert.

Die Folgen solcher "Mimikry" des Christlichen wirken auf das Leben der Gläubigen zurück. Mit der Rede von Gott nähmen diese auch sich selbst in die Pflicht, im nachdenklichen Bekenntnis ihres Glaubens missionierten sie gleichsam sich selbst. Wo hingegen solche religiöse Selbstvergewisserung durch die Herausforderungen des Dialogs mit Nichtgläubigen ausbleibt, dünnt sich das Glaubenswissen allmählich aus, und das Glaubensgewissen stumpft leichter ab. Nach dem Verlust der Worte droht der Verlust der Taten. Und an ihnen werden Christen in einem kirchenfremden Umfeld, für das christliche Glaubensinhalte längst "böhmische Dörfer" sind oder sich auf ein "Seid lieb zueinander" reduzieren, vor allem gemessen.

"Christen sind auch nicht besser"

Zu den beliebtesten Argumenten der landläufigen Kirchenschelte gehört nun der Vorwurf der "Doppelbödigkeit" und der Heuchelei: Die Kirche verkünde nach außen hehre moralische Ansprüche und Forderungen, denen sie selbst nicht gerecht werde; tatsächlich verhielten sich Christen - mit wenigen, dann aber gern herausgestellten Ausnahmen (Mutter Teresa!) - im Alltagsleben auch nicht anders, geschweige denn besser als andere Menschen. Der Gottesdienstbesuch sei meistens bloß ein Accessoire bürgerlicher Konvention ohne Folgen: Am Kirchenportal höre es mit der Moral schon wieder auf.

Christen reagieren auf solche Vorhaltungen meist defensiv: Gläubige seien halt auch nur schwache Menschen und zudem den Einflüssen einer Zivilisation ausgesetzt, deren Verhaltensnormen und Erfolgskriterien der christlichen Tugendlehre und Sozialethik oftmals entgegenstünden. Außerdem sei die Kirche ja zunächst eine Glaubensgemeinschaft und keine Moralanstalt oder Sozialagentur. Die guten Werke seien zwar wichtig, aber nicht das Eigentliche des Christseins. Reine "Werkgerechtigkeit" widerspreche auch theologisch der Erlösung und Rechtfertigung der Menschen durch den Opfertod Christi. Vor allem aber: Warum sollte man nicht Größeres verkünden dürfen als man selbst widerzuspiegeln vermag?

"Salz der Erde", "Licht der Welt"?

So richtig und wichtig solche Argumente auch sind, müssen sich Christen doch dem Auftrag und Anspruch des Evangeliums stellen: "Ihr seid das Salz der Erde. (...) Ihr seid das Licht der Welt. Eine Stadt, die auf einem Berg liegt, kann nicht verborgen bleiben. Man zündet auch nicht ein Licht an und

stülpt ein Gefäß darüber, sondern man stellt es auf den Leuchter; dann leuchtet es allen im Haus. So soll euer Licht vor den Menschen leuchten, damit sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen" (Mt 5, 13-16). Der Lebenswandel der Gläubigen soll also zum Indiz für die Existenz ihres Gottes werden und ein Grund zu seinem Lobpreis sein. Schon die Aufmerksamkeit, die den frühen Christen in ihrer heidnischen Umwelt zuteil wurde, galt nicht allein ihrer geistlichen Botschaft, die sie bis hin zum Einsatz des Lebens als Blutzeugen bekannten, sondern ebenso ihrem menschlichen Miteinander: "Seht nur, wie sie einander lieben", soll man über die Anhänger der Lehre Jesu gestaunt haben, berichtet Origenes und erhebt gar den Anspruch: "Die Christen erweisen ihrem Vaterland mehr Wohltaten als die übrigen Menschen. Denn sie sind erzieherische Vorbilder für die anderen Bürger" (Gegen Celsus VIII, 74).

Die Prägekraft des Glaubens - Sozialwissenschaftliche Befunde

Origenes wollte der damaligen öffentlichen Meinung den Wert des Christentums für die Gesellschaft nahebringen. Die empirische Sozialforschung dagegen will möglichst wertfrei die sozialen Strukturen beschreiben, ihre Voraussetzungen und Wirkungszusammenhänge durchsichtig machen und damit die Steuerung der Gesellschaft erleichtern. Da der Glaube heute als reine Privatsache gilt und das Christentum in Deutschland seit den sechziger Jahren erheblich an Bedeutung verloren hat, stand hierzulande die Wirkung religiöser Überzeugungen lange Zeit weit unten auf der Prioritätenskala des wissenschaftlichen Interesses, wenn nicht sogar auf dem Index der Forschungstabus. In den USA, wo bei einer internationalen Wertestudie 1990 über 80 % der Befragten Religion als "sehr" oder "ziemlich wichtig" für ihr Leben einstuften (Deutschland: unter 50 %)², gibt es dagegen zahlreiche Untersuchungen über das Einstellungsprofil religiöser Menschen. Doch auch einige deutsche Befunde bieten Aufschluß über die Prägekraft des christlichen Glaubens in verschiedenen Lebensbereichen.

Lebensgefühl - Vertrauen - Weltsicht

In der Psychotherapie galt Religion lange Zeit als "Gift" (Tilmann Moser 1976: "Gottesvergiftung"), das streng in ihrem Sinne erzogene Menschen zu seelischen Krüppeln machen könne: Insbesondere die Tabuisierung und Schuldbesetzung des Sexuellen durch eine prüde, bigotte Erziehung fördere "ekkesiogene Neurosen" (Eberhard Schaetzing 1955), Homosexualität und Sexualstörungen wie Frigidität, Impotenz, Sadismus und Masochismus. In

dem Buch "Glaubensvergiftung? - ein Mythos" (1993) hat der Basler Psychiater Samuel Pfeifer diesen Pauschalvorwurf widerlegt. Über 200 Studien in den USA ergaben für Menschen mit einer intrinsischen, das heißt überzeugungsgeleiteten Religiosität sogar überdurchschnittliche "Psychohygienewerte", worüber die Zeitschrift "psychologie heute" im Juni 1997 ausführlich berichtete. Danach besteht zwischen der Anfälligkeit für Neurosen und Psychosen und der Religiosität keine bzw. eine signifikant negative Beziehung. Der Glaube an einen gütigen Gott gehe mit einem höheren Grad an seelischer Gesundheit einher, erleichtere die Bewältigung von Stress, Kummer, Verlust und Lebenskrisen und beschleunige Genesungsprozesse. "Die Gläubigen konsumieren weitaus weniger Drogen und Alkohol als die Nicht-Gläubigen, begehen weniger Selbstmorde, haben niedrigere Scheidungsraten und - vielleicht überraschend - sie haben besseren Sex", berichtete die Zeitschrift. Die Scheidungsrate regelmäßiger Kirchgänger in den USA liegt beispielsweise nur bei 18 % gegenüber 34 % bei kirchenfernen Menschen. Auch die neueste deutsche Studie (Jörns 1997) zeigt in einer Glaubentypologie, daß "Gottgläubige" die Scheidung stärker ablehnen als bloß "Transzendenzgläubige", "Unentschiedene" und Atheisten, und daß sie "das Ende einer Liebe" seltener als die anderen Gruppen zu den prägendsten eigenen Lebenserfahrungen zählen³.

Nach einer anderen Studie (Schmidtchen 1992) sind junge Christen in der Sexualität "etwas zurückhaltender. Die sexuellen Erfahrungen liegen etwas später. Die Zahl fester Partnerschaften aber ist bei ihnen kaum geringer. Wohl aber tritt Liebeskummer nicht so häufig auf, das heißt, die Partnerschaften werden behutsamer und wahrscheinlich mit größerer Treue geführt". Junge Christen bejahen auch häufiger (um durchschnittlich 16 %) konfliktmindernde Handlungsmaximen wie: "immer die Wahrheit sagen", "bescheiden sein", "höflich zu anderen sein", "Dankbarkeit zeigen", "auch mal verzichten können", "anderen vergeben"⁴. Im Familienleben neigen kirchennahe Christen eher der traditionellen Rollenverteilung von Mann und Frau zu und wünschen sich mehr Kinder. Die Zustimmung zum Erziehungsziel "Gehorsam gegenüber den Eltern" und die tatsächliche Übereinstimmung der Kinder mit den elterlichen Wertvorstellungen ist überdurchschnittlich groß⁵; Verwandtenbesuche sind häufiger, und das Gefühl der Verbundenheit mit den Vorfahren ist - vor allem unter Katholiken - ausgeprägter. Insgesamt besteht eine deutliche "Nähe zwischen Gottgläubigkeit und Familientyp" (Jörns). Die rechtliche Gleichstellung nichtehelicher Lebensgemeinschaften mit der Ehe wird nur von den katholischen Christen klar abgelehnt (54 zu 35 %, Protestanten: 45 % zu 45 %, Konfessionslose: 37 % zu 52 %)⁶.

Weit überdurchschnittlich ist unter kirchennahen Christen auch die Ablehnung von Abtreibung, Euthanasie und Suizid. So lautet ein Fazit aus der Europäischen Wertestudie: Das Religiöse "wirkt nachhaltig zum Schutz des Lebendigen, seien es lebende (ungeborene) oder sterbende Menschen, seien es zwischenmenschliche Beziehungen" (Zulehner/Denz 215). Mit dieser Erkenntnis korrespondiert auch der Befund, daß gottgläubige Menschen "die mit den Grenzsituationen des Lebens verbundenen Erfahrungen - Tod und Geburt eines Menschen - als die sie am meisten berührenden nennen" (Jörns 115). Die im Schöpfungsglauben verankerte christliche Ehrfurcht vor dem Leben geht übrigens auch mit einer positiveren Einstellung zur Natur einher. Gottgläubige bekunden ein größeres Interesse an Vorgängen in der Natur, bejahen viel häufiger als Atheisten die Aussage: "Ich suche und genieße Natur" (74 % zu 58 %) und betrachten den Menschen weniger als "größten Feind der Natur" als dies etwa bloß "transzendenzgläubige" Menschen tun (49 % zu 60 %).

Die Entfaltung des Menschen und das Zusammenleben in der Gemeinschaft setzen ein gegenseitiges Grundvertrauen voraus. Umfragen zeigen, daß mit der Nähe zur Kirche auch die Bereitschaft wächst, den Mitmenschen mit Vertrauen zu begegnen⁷. Dieses heißt aber nicht, daß Christen einem naiv-optimistischen Menschen- und Weltbild anhängen, im Gegenteil: Ihre Vertrauensbereitschaft gegenüber den Mitmenschen verbindet sich mit einer ausgeprägten Bescheidenheit, ja Skepsis im Hinblick auf die Möglichkeiten der Weltverbesserung. Fast die Hälfte der Atheisten, aber nur 30 % der Gottgläubigen meint: "Die Welt könnte wesentlich besser sein"; umgekehrt vertreten zwei Drittel der Gläubigen, aber nur die Hälfte der Atheisten die Meinung: "Die Welt ist eigentlich nicht schlecht, der Mensch ist das Problem". Man könnte also sagen: Atheisten vertrauen *den* Menschen weniger, doch sie trauen *dem* Menschen mehr zu. Dazu paßt die Suche der Verantwortung für das Böse in den Strukturen der Gesellschaft, also bei den anderen: "Was wir als böse erleben, ist Ergebnis ungerechter Systeme, in denen wir leben", meinen 44 % der Atheisten, aber nur 12 % der Gottgläubigen. Atheisten neigen somit eher zur Sozialkritik und zum Verdruß gegenüber den bestehenden Strukturen; sie definieren sich selbst stärker über ihre politische Einstellung (Jörns 100) und sind anfälliger für ideologische Weltverbesserungsentwürfe als die Gläubigen. Letztere legen eher eine nüchterne Welt-sicht an den Tag.

Neben dem Vertrauen in die Mitmenschen beschreiben Christen auch ihr Interesse an der eigenen Arbeit, ihr persönliches Zukunftsvertrauen, ihren Gesundheitszustand und ihre Lebenszufriedenheit positiver. Außerdem fühlen sie sich in ihrer Lebensgestaltung freier als Konfessionslose, und zwar in

West- wie in Ostdeutschland⁸. Von einem durch moralische Gebote und Verbote belasteten Lebensgefühl - etwa im Sinne der kirchenvolksbegehrlichen Klage: "Drohbotschaft statt Frohbotschaft" - also keine (demoskopische) Spur. Das Gegenteil trifft zu: ein ausgeprägteres Freiheitsempfinden der "Christenmenschen" (bei Katholiken sogar noch etwas stärker als bei Protestanten).

Soziales Engagement und Leistungsbereitschaft

Nach alledem wundert es nicht, wenn zu den sozialetischen Schlußfolgerungen der schon zitierten Jugendstudie von 1992 auch die Einschätzung zählt, "daß eine am christlichen Menschenbild orientierte Erziehung weniger den larmoyanten Typ hervorbringt, der lediglich über die Verhältnisse klagt, statt sein Leben selbst in die Hand zu nehmen und auch die eigenen Fehler und Versäumnisse einzugestehen. Die im Kontext der kirchlichen Soziallehre vertretene Theorie einer subsidiären Gesellschaft, die zunächst die Aktivierung der eigenen Kräfte verlangt, bevor man nach dem Staat ruft, zeigt sich hier als besonders wirksam"⁹. Tatsächlich wurde die anspruchsvolle Auffassung: "Ich will nicht fragen: Was tut der Staat für mich, sondern: Was tue ich für den Staat" bei einer Allensbacher Umfrage 1992 immerhin von 26 % der kirchennahen Christen, aber nur von 15 % der Konfessionslosen geteilt¹⁰. Auch nach den anderen bereits genannten Studien "bewerten kirchlich stärker Engagierte Rücksicht auf Gemeinwohl und öffentliche Ordnung höher" (Lukatis 69) und finden es Gottgläubige (51 %) viel häufiger als Atheisten (35 %) "gut, daß wir Menschen aufeinander angewiesen sind und uns gegenseitig helfen können"; und nach dem "Wichtigsten im Berufsleben" gefragt, rangiert das Motiv: "Anderen Menschen mit meiner Arbeit zu helfen" für Gläubige (35 %) ebenfalls höher als für Atheisten (26 %; Jörns 131/129). Ebenso überdurchschnittliche Werte für Gläubige ergaben Umfragen zum sozialen Engagement in den USA. Mitglieder von Glaubensgemeinschaften - Kirchen und Synagogen - gaben viel häufiger als Nichtmitglieder an, für wohltätige Zwecke Geld gespendet (Mitglieder 80 %, Nichtmitglieder 55 %) und ehrenamtliche Aufgaben übernommen zu haben (51 %, 33 %). Befragte, die einen tiefen religiösen Glauben bekundeten, meinten zu 89 %, die Unterstützung von Notleidenden sei sehr wichtig; bei jenen, denen der Glaube wenig oder nichts bedeutete, waren es nur 52 %¹¹. Vielleicht liegt es nicht nur an den geringeren finanziellen Möglichkeiten junger Menschen in Deutschland, sondern auch an ihrer größeren Kirchenferne, daß hier nur jeder dritte unter 30jährige angibt, in den letzten Jahren "etwas für einen guten

Zweck gespendet" zu haben, während dies bei 63 % der über 60jährigen der Fall ist¹².

Ausdruck einer anderen Lebenseinstellung von Christen sind auch die Antworten auf die Allensbacher Grundsatzfrage¹³: "Zwei Menschen unterhalten sich über das Leben. Der erste sagt: 'Ich möchte mein Leben genießen und mich nicht mehr abmühen als nötig. Man lebt schließlich nur einmal, und die Hauptsache ist doch, daß man etwas von seinem Leben hat.' Der Zweite sagt: 'Ich betrachte mein Leben als eine Aufgabe, für die ich da bin und für die ich alle Kräfte einsetze. Ich möchte in meinem Leben etwas leisten, auch wenn das oft schwer und mühsam ist.' Was meinen Sie: Welcher von diesen beiden macht es richtig, der erste oder der zweite?" Die absolute Mehrheit der kirchennahen Christen (52 %) macht sich die Einstellung: "Leben als eine Aufgabe" zu eigen; nur 17 % der katholischen und 27 % der evangelischen Kirchgänger bevorzugen die hedonistische Antwort. Unter den Konfessionslosen dagegen werden beide Positionen gleich oft (41 % zu 40 %) vertreten. Daß die christliche Grundhaltung einer positiven Hinwendung zum Irdischen bei gleichzeitiger "innerweltlicher Askese" Auswirkungen auch auf den Menschen als homo oeconomicus hat, ist seit Max Webers Abhandlung: "Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus" unumstritten. Michael Novak¹⁴ hat Webers These inzwischen auch auf den römischen Katholizismus bezogen. Das Magazin "Wirtschaftswoche" (Nr. 23/1997) widmete globalen wie regionalen Zusammenhängen von Religion und Reichtum eine umfangreiche Titelgeschichte, in der die Entgöttlichung der Natur, die Förderung des Leistungswillens und die Begründung von Normen und stabilen Verhaltenserwartungen (Vertrauen) als wesentliche Beiträge des Christentums zu einer effizienten und zugleich humanen Marktorganisation gewürdigt wurden. Kurz zuvor hatte das Nachrichtenmagazin "Focus" (Nr. 12/1997) eine US-Umfrage über das Verhalten am Arbeitsplatz veröffentlicht, nach der sehr religiöse Menschen seltener zu spät kommen, weniger lügen, seltener Arbeitsmaterial für private Zwecke verwenden oder während der Arbeitszeit Privates erledigen. Die deutschen Studien stellen schon bei den Erziehungszielen signifikant höhere Werte für "gute Schulleistungen" und "Fleiß" unter Kirchenmitgliedern fest; "ein Beruf, der einem viel Freizeit läßt" spielt in den Wunschvorstellungen der regelmäßigen Kirchgänger "eine vergleichsweise geringere Rolle als bei den übrigen Befragten", und der Anspruch, daß die eigene Arbeit interessant, selbständig, verantwortungsvoll und anerkannt sein müsse, wird von ihnen seltener als von Kirchenfernen und Konfessionslosen erhoben (Lukatis 32, 35ff.).

Staatsbürgerliches Ethos

Geringere publizistische Beachtung fand die normative Prägekraft des Glaubens bislang im Bereich der Haltung zum Staat und des Rechtsbewußtseins. Obwohl Repräsentativbefragungen der Gewaltkommission der Bundesregierung 1989 eine negative Korrelation zwischen Kirchgangshäufigkeit und Gewaltbereitschaft zutage förderten, wurde dieser Befund im Endgutachten und im Medienecho im Unterschied zu anderen Faktoren (Alter, Geschlecht, Schicht, Bildung, politische Orientierung) fast völlig ignoriert¹⁵. Der Tabellenband aber dokumentierte: Diverse gewaltsame und illegale Protestformen wurden von regelmäßigen Kirchgängern um durchschnittlich 10 % häufiger abgelehnt als von Befragten mit sporadischem oder ganz ohne Kirchgang; außerdem hatten kirchennahe Christen mehr Vertrauen zu den staatlichen Ordnungskräften und erklärten sich eher bereit, deren Einschreiten zu rechtfertigen und praktisch zu unterstützen¹⁶.

Diesen Einzelbefunden entspricht die Grundüberzeugung einer Dreiviertelmehrheit der kirchennahen Christen, daß "unsere Gesellschaftsordnung, so wie sie jetzt (in der Bundesrepublik) ist, wert ist, verteidigt zu werden". Bei den Konfessionslosen vertritt diese Überzeugung nicht einmal jeder Zweite, und 41 % bezweifeln sie ausdrücklich; derartige Zweifel hegt unter den aktiven Kirchenmitgliedern aber nur jeder achte Katholik und nur jeder fünfte Protestant. Übrigens bestand dieser Unterschied - weniger kraß - schon vor 1990 in Westdeutschland¹⁷; hier wirkt sich also nicht nur eine zögerliche Systemidentifikation bei den überwiegend konfessionslosen Ostdeutschen aus. Neben der größeren Zufriedenheit mit unserer Gesellschaftsordnung zeigen kirchennahe Christen aber auch eine etwas überdurchschnittliche Vaterlandsliebe. Auf die Frage: "Würden Sie sagen, daß Sie alles in allem Ihr Land - Deutschland - lieben, oder würden Sie das nicht sagen?", wählten über 80 % der Protestanten und Katholiken die patriotische Antwort, 10 % mehr als von den Konfessionslosen. Überzeugte Christen, insbesondere der "ultramontanen" katholischen Konfession, stehen allerdings auch der europäischen Einigung überdurchschnittlich freundlich gegenüber. Und sie müssen geradezu prädisponiert sein, über das nationale Gemeinwohl hinaus auch ein europäisches Gemeinwohl und ein Weltgemeinwohl anzunehmen und anzustreben. Denn für den Christen ist der Nächste eben nicht der Volksgenosse, sondern der ihm jeweils begegnende, von Gott anvertraute Mitmensch, zuvörderst freilich der christliche Bruder und der Notleidende diesseits und jenseits politischer Grenzen.

Allensbacher Umfragen wiesen außerdem in den Einstellungen zur sogenannten Alltagskriminalität erhebliche Differenzen zwischen kirchennahen

Christen und Konfessionslosen auf. Der jeweilige Prozentsatz entschiedener Ablehnung ("das darf man unter keinen Umständen tun") betrug beim Schwarzfahren 60 (Christen) gegenüber 44 (Konfessionslose), bei Steuerhinterziehung 41 zu 33, bei Betrug an Sozialkassen 70 zu 61, beim Behalten von gefundenem Geld gar 46 zu 25 und beim Lügen zum eigenen Vorteil 27 zu 15. Der Einsatz eines Altersfilters (nur 16-59jährige) änderte an der Differenz nichts¹⁸.

Politiker profitieren von dieser höheren Permissivität bei Konfessionslosen allerdings nicht. Deren Urteil über das Fehlverhalten von Politikern fällt keineswegs großzügiger aus als das der aktiven Christen. Die Verdächtigung, daß es den Abgeordneten in Bonn in erster Linie um ihre eigenen Interessen (Diäten, Ehrgeiz, Macht, Ansehen) und nicht um jene der Bevölkerung gehe, findet sich unter konfessionslosen Bürgern häufiger als bei Christen¹⁹. Auch unter Nichtwählern²⁰, Protestwählern und Sympathisanten radikaler Parteien von links und rechts sind Konfessionslose über- und kirchennahe Christen unterrepräsentiert. "Nie an den sozialistischen Staat geglaubt" zu haben, erklärte 1992 übrigens jeder zweite ostdeutsche Katholik, jeder dritte Protestant, aber nur jeder fünfte Konfessionslose²¹. Offensichtlich nährt der praktizierte Glaube den anthropologischen Realismus und die Gelassenheit, und immunisiert damit gegen ideologische Heilsversprechen wie gegen Politikverdrossenheit. Allerdings mag sich bei letzterer auch auswirken, daß die weit überwiegende Zahl der kirchennahen Christen (vor allem die katholischen) sich den derzeit in Bonn regierenden "C"-Parteien verbunden fühlen.

Zusammenhang von Einstellung und Verhalten

Auf unsere Frage: "Leben Christen anders?" vermögen die meisten der hier dargestellten Befunde nur indirekt Antwort zu geben, da sie Einstellungen beschreiben, die nicht notwendigerweise ein entsprechendes Verhalten nach sich ziehen. Ist die Erforschung von Einstellungen deshalb unergiebig? Dagegen ließe sich zunächst auf die historische Wirkungsmacht von Ideen und Überzeugungen verweisen, die am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts offenkundiger erscheint denn je. Wenn aber schon weltliche Ideologien so dramatische Folgen im Verhalten von Millionen von Menschen zeitigten - warum sollte dann ausgerechnet die Religion mit ihrem hohen ideellen Wert für den Gläubigen nicht verhaltensrelevant sein?

Auch aus der Sicht der empirischen Sozialpsychologie besteht zwischen Einstellungen und Verhalten ein enger Zusammenhang: In der Regel ist "die Modellierung einer Handlung in Gedanken (...) Voraussetzung dafür, daß überhaupt diese Handlung stattfinden kann. Das heißt nicht, daß jedes Ge-

dankenmodell zur Handlung führt, aber das heißt umgekehrt, daß keine Handlung denkbar ist, die nicht von einer auch kognitiv geordneten Motivation begleitet ist"²². Beispielsweise gilt für das Rechtsbewußtsein: "Je stärker sich Personen verpflichtet fühlen, sich in legaler Weise zu engagieren (in je stärkerem Maße sie also Protestnormen akzeptieren), desto eher werden sie sich in legaler Weise engagieren; in je höherem Maße Rechtfertigungen für Gewalt akzeptiert werden oder eine Bereitschaft für Gewalt besteht (...), desto eher wird illegaler Protest ausgeführt"²³. Außerdem schafft auch passive Billigung oder augenblinzelndes Verständnis jener, die nicht selbst zur Tat schreiten, eine Atmosphäre, in der die Grenzen zwischen Legalität und Illegalität verschwimmen und zumindest anderen der Tabubruch illegalen Handelns erleichtert wird.

Die Wirkung von Einstellungen auf Verhalten folgt auch Langzeiteffekten: Wo etwa ein über Jahrhunderte tradierter Glaube verloren gegangen ist, wirken dessen ethische Implikationen möglicherweise - kulturell vermittelt durch Erziehung, Mentalität, Norm und Sitte - noch Generationen nach und nähren dieselbe Illusion wie ein Baum, dessen Wurzeln abgeschnitten sind: Er steht auch noch eine Weile grün da. Ebenso werden die heutige "Evidenz" moralischer Normen und der "kulturelle Konsens"²⁴ wahrscheinlich irgendwann doch einmal vergehen und ihre religiöse Bedingtheit offenbaren.

Gesellschaftliche und kirchliche Schlußfolgerungen

1. Mit zunehmender Entfernung zur Kirche scheinen also eine Reihe von wünschenswerten Einstellungen, ja Voraussetzungen gelingenden individuellen und sozialen Lebens - zuvörderst die Achtung vor dem menschlichen Leben überhaupt - brüchiger zu werden. Um Mißverständnissen vorzubeugen: Dies heißt nicht, daß ein Mensch ohne Gottesglauben kein rechtschaffener Bürger oder vorbildlicher Mitmensch sein könnte. Demoskopie macht Aussagen über alle, nicht über jeden.

Fraglich ist jedoch, wohin eine ganze Gesellschaft driftet, wenn sie den Anker lichtet, den das Grundgesetz in seiner Präambel mit der "Verantwortung vor Gott" geworfen hat. Historische Mahnungen hat unser ausgehendes Jahrhundert mit dem menschenverachtenden Terror, Rassen- und Klassenhaß und Massenmord zweier antichristlicher Ideologien wohl drastisch genug geliefert. Aus dieser Anschauung erklärte der Dresdner Bischof Joachim Reinelt 1993: "Wer Gott aus den Herzen der Menschen reißt, weckt die wölfischen Instinkte. Wer einmal miterlebt hat, was die Idee bewirken kann, daß am Anfang nicht der Logos, sondern die Materie steht, hat keine Lust, die Konsequenzen aus diesem Irrtum noch einmal zu tragen". Und sogar Joschka Fi-

scher fand zu der alten Einsicht zurück: "Eine Ethik, die sich nicht auf die tiefer reichende, normative Kraft einer verbindlichen Religion (...) stützen kann, wird es schwer haben, sich in der Gesellschaft durchzusetzen und von Dauer zu sein. (...) Das offene Glaubensproblem der Moderne wird sich nicht durch eine handlungsorientierte Verantwortungsethik auflösen lassen, wie sie Hans Jonas versucht hat, denn ihre gesellschaftliche Wirkung könnte sie erst auf dem Hintergrund neuer und akzeptierter religiöser Tabus und davon abgeleiteter Normierungen entfalten. Eine Verantwortungsethik ohne religiöse Fundierung scheint (...) in der Moderne einfach nicht zu funktionieren"²⁵. Der Staat hat daher allen Grund, die institutionellen Wirkungsmöglichkeiten der Kirchen zu bewahren - nicht nur als Ausdruck der Religionsfreiheiten, sondern in seinem ureigenen Interesse. Konkret: "Nicht die Kirche braucht das Kreuz in der Schule, sondern der Staat" (J. Isensee).

2. Eine signifikante Unterscheidung von den Konfessionslosen weisen meist nur die regelmäßigen Kirchgänger auf, nicht die kirchenfernen Christen. "Wird Gott nicht mehr im lebendigen Zusammenhang einer kirchlichen Gemeinde erfahren, verschwindet auch das Bewußtsein, ihm sittliche Rechenhaftigkeit zu schulden, in einem Dämmerlicht. Auch wer an den Lehren des Christentums, etwa den Zehn Geboten, als den für unsere Kultur prägenden sittlichen Weisungen festhalten möchte, fühlt sich überfordert, wenn er sie als einzelner in den betrieblichen Alltag übersetzen und dort verwirklichen soll"²⁶ - dieser Aussage einer Studie über Ethos und Religion bei Führungskräften in der Wirtschaft kommt daher generelle Geltung zu. Die heute gängige Differenzierung zwischen (weniger bedeutsamer) Kirchlichkeit und (davon unabhängiger, wesentlicher) Religiosität und Moral, die auf eine Abwertung des regelmäßigen Gottesdienstbesuchs hinausläuft, ist aus sozialwissenschaftlicher Sicht ein Trugschluß. Die durch den Kirchengang beeinflusste Nähe oder Distanz zur Kirche scheint vielmehr die "Schlüsselfrage" (Lukatis, 68) unterscheidbar christlichen Lebens zu sein. Ein Teil der Profildifferenzen zwischen Katholiken und Protestanten erklärt sich übrigens aus den unterschiedlichen Anteilen Kirchenverbundener in den beiden Konfessionen. Nicht mehr die Einbindung in ein bestimmtes konfessionelles Milieu als solches ist heute wesentlicher Einflußfaktor für religiöse und alltagsethische Orientierungsmuster, sondern die Stärke der Einbindung in das kirchliche Milieu: "Wer sich mit seiner jeweiligen Kirche - sei sie protestantisch oder katholisch - in relativ hohem Maße verbunden weiß und dies praktiziert, steht von seinen Orientierungsmustern her gesehen dem jeweils konfessionell Anderen, zugleich aber ebenfalls kirchenverbundenen näher als dem kirchendistanzierteren, und erst recht als demjenigen, der religiös-kirchlich nicht organisiert ist"²⁷.

3. Vorrangiges Ziel der Kirchen ist nicht die Anerkennung ihrer gesellschaftlichen Nützlichkeit, sondern die Annahme ihrer spirituellen Wahrheit durch möglichst viele Menschen. Vor allem aber ist erstere ohne die letztere nicht zu haben: "Die Instrumentalisierung der christlichen Botschaft zugunsten eines friedlichen, spannungsfreien Zusammenlebens innerhalb der Gesellschaft ist jedenfalls nur vorübergehend möglich. Vermag ihr Wahrheitsanspruch nicht mehr zu überzeugen, verflüchtigen sich auch ihre sozial erwünschten Wirkungen"²⁸. Bei einer weiteren Selbstsäkularisierung der Kirchen würden daher die hier gezeigten Zusammenhänge ihre Signifikanz und Relevanz verlieren. Das Salz würde schal und zu Recht "weggeworfen und von den Leuten zertreten" (Mt 5,13). Anpassungstrends der Christen an hedonistische Orientierungen sind im Zeitvergleich schon erkennbar²⁹. Die beiden Tafeln des Dekalogs, Gottesliebe und Nächstenliebe, sind insofern nicht nur theologisch, sondern auch empirisch betrachtet untrennbar.

4. Trotz dieser wichtigen Einschränkungen dürfen Christen - vor allem jene, die sich als Erzieher, Seelsorger, Katecheten, Lehrer und Ausbilder besonders um die Weitergabe des Glaubens und seines Ethos bemühen - durchaus stolz darauf sein, daß sie einen unersetzlichen Beitrag zum gelingenden Leben vieler einzelner Menschen und zur Grundwertebindung unserer Gesellschaft leisten. Daß die Gottgläubigen insgesamt "dem Gutsein ein größeres Gewicht beimessen als die anderen Typgruppen" (Jörns 144), ist dabei keineswegs entscheidend durch die Hoffnung auf "Belohnung" im Jenseits motiviert, die nur jeder sechste hegt; "Gut zu sein ist trotzdem nötig, weil wir Menschen Vorbilder brauchen und dem Guten gedient werden muß", meinen 58 % der Gottgläubigen (Andere: durchschnittlich 41 %). Die besondere Bemühung, vorbildlich zu leben (Origines!), ist also erkennbar. Wenn Christen aber immer wieder selbst am hohen Anspruch des Evangeliums scheitern, brauchen sie deswegen nicht auf dessen Verkündigung an andere verzichten, wenn sie zugleich in Demut mit Gregor dem Großen bekennen: "Ich habe den guten Hirten beschrieben, aber ich bin keiner; ich habe das Ufer der Vollkommenheit gezeigt, aber ich kämpfe noch gegen die Sturzwellen meiner Fehler und Nachlässigkeiten; darum werft mir euer Gebet als Rettungsring zu, damit ich nicht untergehe".

Anmerkungen

- 1 Allensbacher Jahrbuch der Demoskopie 1993-1997 (Bd. 10), hrsg. von Elisabeth Noelle-Neumann und Renate Köcher, München/Allensbach 1997, 287f.
- 2 Paul Zulehner/Hermann Denz: Wie Europa lebt und glaubt. Europäische Wertestudie, Düsseldorf 1993, 19.

- 3 Klaus-Peter Jörns: Die neuen Gesichter Gottes. Was die Menschen heute wirklich glauben, München 1997, 244 und 114.
- 4 Gerhard Schmidtchen: Ethik und Protest. Moralbilder und Wertkonflikte junger Menschen, Opladen 1992, 171f.
- 5 Ingrid u. Wolfgang Lukatis: Protestanten, Katholiken und Nicht-Kirchenmitglieder. Ein Vergleich ihrer Wert- und Orientierungsmuster, in: Karl-Fritz Daiber: Religion und Konfession, Hannover 1989, 17-71, 29f. und 34; sowie Zulehner/Denz, Wie Europa lebt, 213ff.
- 6 Allensbacher Jahrbuch 1993-1997, 149 und 240.
- 7 Auf die Indikatorfragen: "Glauben Sie, daß es mehr böswillige als gutwillige Menschen gibt?" und "Glauben Sie, daß man den meisten Menschen vertrauen kann, oder kann man da nicht vorsichtig genug sein?" wählen kirchennahe Christen zu etwa 10 % häufiger als andere Befragte die optimistische Antwort; vgl. Andreas Püttmann: Ziviler Ungehorsam und christliche Bürgerloyalität. Konfession und Staatsgesinnung in der Demokratie des Grundgesetzes (Politik- und Kommunikationswissenschaftliche Veröffentlichungen der Görres-Gesellschaft; 9), Paderborn u.a. 1994, 300f. Als "kirchennahe" oder "aktive" Christen gelten hier Katholiken, die jeden oder fast jeden Sonntag, bei Protestanten auch jene, die "ab und zu" zur Kirche gehen.
- 8 Allensbacher Jahrbuch 1993-1997, 89 (Umfrage vom März 1996).
- 9 Lothar Roos: Jugend, Gesellschaft, Glaube, Ethos. Kulturethische und pastoralsoziologische Überlegungen zu einer repräsentativen Untersuchung über Moralbilder und Wertkonflikte junger Menschen, in: Schmidtchen, Ethik und Protest, 241-312, 295f.
- 10 Püttmann, Ziviler Ungehorsam, 314.
- 11 Siehe Bernhard Grom: Soziales Engagement und Konfessionsverbundenheit, in: F.A.Z. vom 22.6.94.
- 12 Allensbacher Jahrbuch 1993-1997, 206.
- 13 Allensbacher Archiv: IfD-Umfrage 6038 (1996; hier: 16-59jährige): vgl. Püttmann, Ungehorsam, 441.
- 14 Die Katholische Ethik und der Geist des Kapitalismus (1993), aus dem Englischen übersetzt: Trier 1996.
- 15 Hans-Dieter Schwind/Jürgen Baumann u.a. (Hg.): Ursachen, Prävention und Kontrolle von Gewalt: Analysen und Vorschläge der Unabhängigen Regierungskommission zur Verhinderung und Bekämpfung von Gewalt, 3 Bde., Berlin 1989/90; vgl. Püttmann, Ungehorsam, 254f.
- 16 Max Kaase/Friedhelm Neidhardt: Politische Gewalt und Repression. Ergebnisse von Bevölkerungsumfragen (Bericht der Gewaltkommission, Bd. 4), Berlin 1990, 209-229, 237ff., 273ff.
- 17 Allensbacher Archiv: IfD-Umfrage 6019 (Sept. 1995); vgl. Püttmann, Ungehorsam, 294f.
- 18 Allensbacher Archiv: IfD-Umfrage 6012 (Feb. 1995); vgl. Püttmann, Ungehorsam, 277f.

- 19 Ebd., IfD-Umfrage 5074 (Dez. 1992). Dabei reicht der Effekt einer spezifisch ost-deutschen Unzufriedenheit zur Erklärung nicht aus.
- 20 Siehe Michael Eilfort: Die Nichtwähler. Wahlenthaltung als Form des Wahlverhaltens (Studien zur Politik; 24), Paderborn u.a. 1994.
- 21 Allensbacher Archiv: IfD-Umfrage 5061 (März 1992).
- 22 Gerhard Schmidtchen/Hans-Martin Uehlinger: Jugend und Staat, Übergänge von Bürger-Aktivität zu Illegalität. Eine empirische Untersuchung zur Sozialpsychologie der Demokratie, in: Ulrich Matz/Gerhard Schmidtchen: Gewalt und Legitimität (Analysen zum Terrorismus 4/1, hrsg. vom Bundesminister des Innern), 106-437, 217.
- 23 Karl-Dieter Opp/Wolfgang Roehl: Der Tschernobyl-Effekt. Eine Untersuchung über die Ursachen politischen Protests (Studien zur Sozialwissenschaft; 83), Opladen 1990, 109.
- 24 Mit diesem argumentieren Zulehner/Denz m. E. zu vordergründig und voreilig gegenüber der in den Lebensbereichen: Partnerschaft, Umgang mit Fremden, Gewalt, Arbeit, politische Institutionen und Bewegungen angeblich "wirkungslosen Religion" (Wie Europa lebt, 218f.).
- 25 Die Linke nach dem Sozialismus, 1992, 191.
- 26 Walter Kerber: Bewußtseins-Orientierung: Zur Begründung ethischer Normen in einer säkularisierten Gesellschaft, in: Franz-Xaver Kaufmann/Walter Kerber/Paul Zulehner: Ethos und Religion bei Führungskräften. Eine Studie im Auftrag des Arbeitskreises für Führungskräfte in der Wirtschaft (Fragen einer neuen Weltkultur; 3), München 1986, 121-214, 174.
- 27 Karl-Fritz Daiber: Einführung. Fortdauer oder Ende konfessionellen Christentums, in: ders.: Religion und Konfession, 5-16, 9.
- 28 Kerber, Bewußtseins-Orientierung, 182.
- 29 Siehe Edgar Piel: Die Kirchenkrise in soziologischer Sicht, in: Franz Breid (Hg.): Die Kirchenkrise. Referate der "Internationalen Theologischen Sommerakademie 1996" des Linzer Priesterkreises in Aigen, Steyr 1996, 9-51, 28 und 47.

Zur Person des Verfassers

Dr. phil. Andreas Püttmann; Politikwissenschaftler, Referent für Begabtenförderung bei der Konrad-Adenauer-Stiftung, Sankt Augustin.